

Die Eurolinguistik und Osteuropa

Die Sprachwissenschaft ist eine *politische Wissenschaft*. Im 19. Jahrhundert war sie es, als sie, unauffällig zwar, aber mit massiver Effizienz, an der Umorganisation der Gesellschaft zu modernen Industriestaaten beteiligt war, indem sie den Menschen über regionale Grenzen hinaus ein Gemeinschaftsgefühl vermittelte und sie dadurch kooperationsfähig machte.

Später dann, als sich die neuen Großverbände, die Nationen, etabliert und voneinander abgegrenzt hatten und einer dem anderen zum Konkurrenten geworden war, als das Werk also getan war, hat die Sprachwissenschaft ihre gesellschaftsformierende Funktion immer weiter eingebüßt. Sie hat sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, wurde zu einem intellektuellen Zeitvertreib für einige wenige und hat kaum mehr hervorgebracht als Stoff für Salongespräche. Sie hat sich von der Gesellschaft abgekoppelt, wurde spröde und interdisziplinär wenig einbindungsfreundlich, vor allem auch weil sie in vielen Bereichen als Erbin des 19. Jahrhunderts noch vergangenheitsorientiert war, so daß sie für gegenwartsbezogene Wissenschaften als Partner nicht von Interesse war.

Das war auch am Osteuropa-Institut zu spüren. Die Slavistik, die größte Disziplin am Institut blieb abseits, und da sie eben auch ihrer Größe wegen ein Ärgernis war, wollte man sie loswerden ebenso wie die Balkanologie, deren fachübergreifende Anlage man nicht sehen konnte, vielleicht auch gar nicht wollte. Es war ja viel bequemer, sie mit den Philologien zusammenzurühren und genau wie diese ins 19. Jahrhundert abzuschieben. Es ist wahr, sie hat im 19. Jahrhundert ihren Anfang genommen, in den Grundgedanken greift sie aber, wie sich allmählich herausstellt, weit über das 19., ja sogar das 20. Jahrhundert hinaus.

Wäre es mit der Gesellschaft weitergegangen, wie im 19. Jahrhundert begonnen, so könnte die heutige Sprachwissenschaft als „degeneriert“ qualifiziert werden, aus der

Sicht von morgen wäre ihr von der Gesellschaft abgehobenes Dasein wohl eher „innere Emigration“ zu nennen, denn in den letzten, sagen wir, 80 Jahren, ist über Sprache viel nachgedacht und daran auch herumexperimentiert worden. Die Ergebnisse, scheinbar nicht verwertbar und nur für Eingeweihte interessant, eröffnen, weiterverarbeitet und auf die Reihe gebracht, dennoch Perspektiven für das, was kommt, sie führen die Sprachwissenschaft zur Gesellschaft zurück. Was alles gedacht und ausprobiert wurde, braucht hier nicht hergezählt zu werden; hervorzuheben ist aber Ferdinand de Saussure, der schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Sprachwissenschaft revolutioniert und Wege in die Zukunft gewiesen hat. Es sind wohl 50 Jahre her, daß die *Semiotik* entdeckt wurde, und erst unlängst hat man begonnen, sich mit der „kognitiven“ Seite der Sprache auseinanderzusetzen. Damit nun schließt sich der Kreis und wir kommen zu Wilhelm v. Humboldt zurück, dessen „innere(r) Sprachsinne“ zwar reichlich oft Gegenstand philosophischer Betrachtungen gewesen, nicht aber nachhaltig im Sprachmaterial aufgesucht worden ist, außer von den Balkanologen, die sich jedoch nicht von Humboldt, sondern von Jernej Kopitar (1829) und seiner Beobachtung haben leiten lassen, daß das Albanische, Bulgarische und Walachische (d.i.: Rumänische) trotz „dreierley Sprachmaterie“, doch von „einerley Form“ seien. Und damit kommen wir zur „Eurolinguistik“.

Die Eurolinguistik ist die Wissenschaft von den sprachlichen Gemeinsamkeiten in Europa. Solcher Gemeinsamkeiten gibt es unzählige. Sie finden sich nicht so sehr im Formalen (Kopitars „dreierley Sprachmaterie“) als vielmehr im Kognitiven, d.h. der Art, einen Sachverhalt einzuordnen und darzustellen. Diese Gemeinsamkeiten haben die Nationalphilologien hinter den formalen Unterschieden verschwinden lassen, und es ist an der Zeit, sie wieder zum Vorschein zu bringen. Dazu einige Beispiele: Die Russen sagen sowohl *ja ne choču* als auch *mne ne chočetsja*, ähnlich die Polen: *nie mam ochoty* und *nie*

chce *mi się*, und wie diese kennt man im Deutsch der Oberschlesier *ich habe keine Lust* und *mir will sich nicht*. So zieht sich ein breiter Gürtel kognitiver Übereinstimmung von Rußland bis nach Schlesien (und vermutlich auch nach Süden). Daß die Schlesier jene Ausdrucksweise in engem Kontakt von den Polen gelernt haben, ist dabei weniger interessant als der Umstand, daß sie wie jene das „nicht wollen“ auf zweierlei Weise ausdrücken können, einmal mit dem Agens (ich), womit das „Nicht wollen“ in die Verantwortung des Betreffenden gestellt wird, und das andere Mal durch den Dativ (mir), der den „Nehmenden“ kennzeichnet, womit so getan wird, als sei das „Nichtwollen“ von außen aufgedrängt. In diesem Sinne ist es auch zu verstehen, wenn die Deutschen gleich ihren östlichen Nachbarn sagen *mir ist kalt*, daß man den Sachverhalt auch anders einordnen kann, sieht man an den Franzosen: *j'ai froid*.

In Schlesien und in Österreich kann das „vergessen“ auf zweierlei Weise dargestellt werden: *ich habe es vergessen* und *ich habe (ganz) darauf vergessen*. So auch Polen und Tschechen: *zapomnieć o coś*; *na věc se úplně zapomnělo* 'auf die Sache wurde total vergessen'. Zwischen beiden Ausdrucksweisen gibt es einen Unterschied: Mit Akkusativ ('es') handelt es sich um ein zufälliges Vergessen: *Ich habe meinen Regenschirm im Lokal vergessen*, die Wendung mit *auf* sagt, daß die Existenz der Sache aus dem Gedächtnis gekommen ist. *Ich habe (ganz) auf meinen Regenschirm vergessen*, (erst als es zu regnen anfing, erinnerte ich mich, daß ich ja einen Regenschirm besitze). Warum sich welche Wirkung mit welcher Ausdrucksweise verbindet, ist erklärbar, soll aber hier nicht vorgeführt werden.

Es gibt unzählige solcher Übereinstimmungen. Einige erstrecken sich über ganz Europa, andere wieder sind mehr im Westen oder im Osten bekannt, vor allem aber, überschneiden sich die Zonen. Nur die einzelne Ausdrucksweise hat bestimmbare regionale Grenzen, die sich jedoch mit denen einer anderen zumeist nicht decken und mit staatlichen oder „nationalen“ schon gar nicht.

Die rd. 350 Millionen Europäer haben viel mehr gemeinsam, als sie trennt, und wenn das Material kognitiv ordentlich aufbereitet wird, kann man den Menschen auch sagen, was es eigentlich ist, das sie verbindet, wie sehr sie durch ihre Wertvorstellungen, Verhaltensweisen, ja auch ihren Aberglauben miteinander verbunden sind. Und bei der Sprache bleibt es nicht, Gestik, Mimik, die Art etwas anzufassen, zu tragen, eine Sache zu erledigen, kurz gesagt, alle Dinge, um die sich die *Semiotiker* bemühen, gehören mit dazu.

Daß die Menschen im alten Karolingerreich viel miteinander verband, mag für evident genommen werden, für manchen schon weniger offenkundig mag aber sein, daß die Übereinstimmungen viel weiter nach Osten reichen, daß auch die Menschen dort Europäer sind. Sie betonen es immer wieder: „Auch wir gehören dazu!“ Und sie sagen es, weil sie sich ausgeschlossen, vielleicht sogar diskriminiert fühlen.

Ende März hat in Sofija eine Konferenz zum Thema „Der Nationalstaat – ein historisches Übel?“ stattgefunden (vielleicht wird darüber hier noch berichtet). Dabei wurde ausgiebig auch über die Integration Bulgariens in die EU gesprochen und die Befürchtung geäußert, die Bulgaren könnten wie die anderen postkommunistischen Länder „eingeschmolzen“ werden und ihrer „kulturellen Identität“ verlustig gehen. So notwendig politische und wirtschaftliche Maßnahmen zur Integration sind, Ängste bauen sie nicht ab, Vertrauen schaffen sie nicht, und sie erzeugen auch nicht das angesichts des uns drohenden Horroszenariums so dringend gebotene Solidaritätsgefühl unter den Menschen. Die weit in der Überzahl vertretenen Historiker, Soziologen, Juristen fanden auf die Fragen keine Antwort. Allein die beiden wohl eher als Verzierer gedachten Sprachwissenschaftler vermochten weiterzuhelfen. Allein sie waren in der Lage, Gemeinsamkeiten und Unterschiede gegeneinander abzuwägen, Wege für die Bearbeitung des Stoffes zu weisen und Maßnahmen für die praktische Umsetzung der Ergebnisse vorzuschlagen. Und das alles nicht nur einem spontanen Einfall folgend, sondern aus einer inzwischen doch schon recht fülligen Erfahrung.

Seit Beginn der 90er Jahre etwa bemühen sich Hochschulinstitutionen und Einzelpersonen um das Problem der Vertrauensbildung. Dabei geht es sowohl um die linguistische und semiotische Aufbereitung des Materials, aber auch schon um die Vermittlung der Forschungsergebnisse, zunächst einmal im Unterricht. Stärker forschungsorientiert sind Institutionen in Italien, Frankreich, Spanien, mehr an der Vermittlung ausgerichtet solche in den Niederlanden, der Schweiz und der Slowakei. Trotz vielfältiger Kontakte unter allen diesen kommt es doch immer noch vor, daß einer vom anderen nichts weiß. Dem entgegenzuwirken, diente das Symposium „Eurolinguistik – ein Schritt in die Zukunft“, das Ende März vorigen Jahres in Berlin abgehalten worden ist. Hier sollten Gleichgesinnte zusammengeführt, sollten die Vorstellungen der Teilnehmer von der Sache erkundet werden. Obwohl die Ansätze recht unterschiedlich sind – was kein Nachteil zu sein braucht – waren sich die Teilnehmer in der Sache einig. Inzwischen ist darüber ein Jahr vergangen, es hat sich herumgesprochen, was damals in Berlin verhandelt worden ist, und der Kreis der Interessierten, insbesondere aus Ost- und Südosteuropa, wird immer größer.

Da die „Eurolinguistik“ ihre personelle Stütze in der Slavistik und der Balkanologie hat (nicht allein der deutschen übrigens), ist sie das derzeit wohl beste Verfahren, Europa nach Osten und Südosten zu öffnen. Die Vorgänge in Sofija haben es deutlich gemacht.

Nur eines ist die „Eurolinguistik“ *nicht*: Sie ist kein Mittel zur Profitmacherei. Man kann damit kein schnelles Geld verdienen. Sie läßt sich nicht kommerzialisieren. Sie ist auf Langzeitwirkung abgestimmt, so wie es die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert mit ihrer um so nachhaltigeren Wirkung gewesen ist.

Norbert Reiter ist Univ.-Professor a.D. für Balkanologie.